

## Winterabend in Tolmingkehmen

Christian Donelaitis, der Dichter, drückte sich in die strohgefüllten Polster seines Armstuhls und ließ es sich gefallen, daß Anna Regina ihn in das blaukarierte Deckbett hüllte, damit er nicht fröre. Ihre Sorge tat ihm wohl, an die vierzig Jahre nun schon.

Die Glut im Ofen auf dem Flur, der die Stuben beheizte, war wohl erloschen. Anna Regina hatte am Abend kein Holz mehr aufgelegt; sie mußte sparen. Die Kloben, die die Gemeinde ihrem Pastor geliefert hatte, waren fast aufgebraucht. Der Winter war in diesem Jahr ungewöhnlich früh und mit grimmiger Kälte über die Heide hergefallen, und es sah jetzt, im Februar, auch nicht danach aus, daß er sich sobald ins Geschirr legen wollte. Nicht umsonst hieß es: Ein echter Preuße trägt seinen Pelz bis drei Tage vor Johanni und zieht ihn drei Tage nach Johanni wieder an. Wäre er nur gesund, er würde in den Wald gehen und Reisig sammeln. Aber seit einigen Tagen fühlte er sich schlapp; eine kalte Hand legte sich auf seine Brust, drückte sie ein, und der linke Arm wollte erlahmen. Seine Amtspflichten machten ihm unendliche Mühe. Am Sonntag hatte er sogar die Predigt unterbrechen und erst einen Schluck Wasser trinken müssen. Wenn er sich an sein Schreibpult setzte, störte ein wunderlicher Sing-sang in den Ohren den Rhythmus seiner Verse.

Vielleicht war es auch nur der stickige Stubendunst, der die Brust einengte. Wenn man wenigstens das Fenster weit aufreißen könnte! Oder hinausgehen, durch die Wiesen streifen und die Lunge mit frischer Luft füllen, sich im Wald gegen einen Kiefernstamm lehnen und den herben Harzduft atmen. Dann würde ihm der Herrgott auch die fehlenden Verse schenken. Ja, gewiß, er mußte hinaus ins Freie!

“Anna, stell mir die Stiefel zurecht und leg die Fußlappen warm! Ja, und nimm den Pelz vom Haken! Mir fällt es schwer, hinaufzulangen. Das wollene Halstuch steckt wohl im Ärmel?”

“Du willst fort? So spät? Das Dorf schläft.”

„Eben deshalb. Da kann mir keiner meine Gedanken zerreden. Ich muß mir die Beine vertreten. Die Gelenke rosten. Gehen, gehen in scharfem Schritt, bis der Schweiß auf den Kragen tropft, und klare, kühle Abendluft atmen, tief atmen, und endlich müde werden.“

“ In deinem Zustand? Mein armer Mann klagt und jammert wie die Rohrdommel am Schwarzen Pfuhl, der Magen drückt, die Galle piekt, die Blase brennt, dreimal am Tag willst du sterben, und nun steigst du in die Stiefel und willst in den verschneiten Wiesen herumrennen. Zieh dir die Kappe über die Ohren!”

“Gewiß, Meine Liebe, und wenn ich’s vergessen sollte, wird mich der Frost an deine Mahnung erinnern. Die frische Luft klärt die Gedanken, und mir wird die Wendung einfallen, die ich suche, das Wort, das meine Verse klingend und stark macht. Wenn du nur etwas mehr von der Poeterei verstündest!”

“Du und deine Verse! Einen Stapel Faltblätter hab ich geheiratet statt eines Mannes. Wenn du grübeln muß, grübele über deine Sonntagspredigt nach! Laß dir ein paar moderate Sätze einfallen und beschimpfe die Bauern nicht immerfort. Sie sind keine Engel, wahrlich nicht, aber du änderst sie nicht, wenn du sie dauernd auszankst. Sie denken nur: Laß den Alten geifern! und reiben den Pfropfen an der nächsten Flasche. Sag ihnen deine Wahrheit mit leisen Worten, damit sie die Ohren aufsperrn müssen, um dich zu verstehen.”

“Meine Wahrheit?” Donelaitis’ Zornesader schwoll an, doch er besann sich und lenkte ein: “Will’s bedenken. Morgen, übermorgen vielleicht. Erst muß ich meine Hexameter vollenden. Vollenden, verstehst du? Nicht nur am Ende des Satzes einen Punkt hinklecksen. Sieh, liebe Frau, wenn ich ein Piano baue und spanne die E-Saite zu straff oder zu schlaff, klingt das ganze Instrument verstimmt. Nicht anders geht es mit den Versen.”

“Herrgottchen, warum, hat dich deine Mutter auf die Hohe Schule nach Königsberg geschickt? Sie hätte dich bei ihrem Nachbarn als Pferdeknecht verdingen sollen. Hinter dem Pflug wären dir die Flausen vergangen.”

“Aber Liebste , dann hättest du mich ja nicht bekommen, und das wäre schade gewesen, nicht wahr?“

“Spotte nur!” Sie stellte den Besen in die Ecke. “So warte doch! Wenn du unbedingt hinaus willst, will ich Mikas rufen. Sein Vater wird es gewiß erlauben, und der Junge hängt ohnehin am liebsten an deinem Rockschoß und an deinen Lippen, als spräche aus dir die Weisheit Salomos. Still! Die Wege sind holprig und glatt. Du könntest mir fallen.”

“Keine Angst. Ich werde die ausgetretenen Pfade meiden und durch den jungfräulichen Schnee stapfen. Jeder Begleiter würde mich stören. Ich sagte dir doch, ich suche nach dem Wort, das mein Werk vollendet.”

“Im Schnee suchst du ein Wort.”

“Auch im Schnee, im Wald, im Feld, im Moor. Wo soll ich das litauische Wort finden, wenn nicht in der Weite unseres Landes?”

“Du ins Moor und das in deinem Zustand? Leg dich lieber ins Bett und wärme die Seele mit heißem Fliedertee!” Sie hob die Decke an, als wollte sie ihm das Lager auf der Bank bereiten, blieb aber vor ihm stehen und versperrte ihm mit dem Bettzeug auch den Weg zur Tür. Sie sperrte ihn auch vom Licht ab.

Das Dunkel fiel wie ein schwarzer Vorhang über ihn. Erschrocken schloß er die Augen, und ein anderer schwarzer Vorhang fiel, einer, der vor vielen, vielen Jahren gefallen war, und den er längst vergessen hatte.

Mein Gott, wie lange war das her! Der Königsberger Student hatte eine Komödie angesehen. Mit einigen seiner Mitbrüder hatte er sich verdingt, die Theaterzettel in die Häuser der Bürger zu tragen, und zum Lohn ein Freibillet erhalten, einen Stehplatz, von dem man besser sah als von den letzten Bänken. An das Stück erinnerte er sich kaum: Ein schleimiger Wucherer wollte mit seinem Gold eine holde Jungfrau kaufen, ein edler Graf befreite mit blitzendem Degen die Schöne, und der alte Fürst, des Mädchens Vater, legte tränenden Auges dem tapferen Retter Tochter und Reich in die Arme und verschied. Und dann war ein Vorhang gefallen, ein schwarzer Vorhang. Zu den Aktschlüssen hatten bemalte Vorhänge das Stück unterbrochen, auf denen griechische Helden einander mit Schild und Schwert bedrohten und stutzflüglige Englein ihnen lächelnd zuschauten. Und nun dieser schwere schwarze Vorhang. Das Spiel war aus.

Während die Menge sich schwatzend zum Ausgang begab und auch die Mitgesellen ihn verließen, blickte Christian schweigend zur Bühne. Das Ende ein schwarzer Vorhang, und was war dahinter? Nichts? Oder? Er brauchte nur die paar Schritte zur Rampe zu gehen und den Vorhang ein wenig anzuheben. Doch er blieb stehen, als sollten die Holzsohlen seiner Schuhe Wurzeln schlagen. Erst als der Hausknecht die Öllampen ausblies, trollte er sich.

Warum hatte er nicht hinter den Vorhang geschaut? Fürchtete er zu sehen, wie die holde Schöne dem tapferen Grafen die Socken stopfte und der großmütige Fürst, der den Mammon verachtete, den löchrigen Hut aufhielt, damit ihm der Kassierer die eingenommenen Pfennige hineinzähle? Es ist wohl immer besser, nicht zu wissen, was hinter schwarzen Vorhängen geschieht. Seit dieser Zeit war ihm jegliches Dunkel unheimlich.

Wie kam er jetzt darauf? Wollte der Herr bedeuten, daß es für den Pastor und Verseschmied Christian Donalitus an der Zeit sei, die Feder aus der Hand zu legen und das Kirchenbuch zuzuklappen? Hieß es, daß des Herrn Hand schon die Schnüre des Vorhangs löste, des schweren schwarzen Vorhangs, der das Stück abschloß? Und was war dahinter?

Ach was, Anna Reginas Bettzeug war blaukariert, nicht schwarz.

Ein Zwischenakt. Das Stück ging weiter.

Aber der Vorhang hob sich nicht. Er mußte selbst hingehen, ihn beiseite zerren mit seinen schwachen Armen und sah doch nur durch einen haarfeinen Spalt, wie Anna Regina in der Küche wirtschaftete, Kohlblätter in den Topf brockte und Gewürze dazugab.

Die Suppe für den nächsten Tag setzte sie immer schon am Abend zuvor aufs Feuer. Wenn der schwer verdauliche Kohl nicht lange genug gekocht war, blieb er Christian vor dem Magen stehen.

Er schlich sich an ihr vorbei und stieg in die Stiefel, die gleich neben der Tür standen, sorgsam mit Stroh ausgestopft. Vorsichtig drückte er die Klinke nieder. Die Angeln knarrten. Ihm stockte der Atem. Doch Anna Regina merkte nichts. Sonderbar. Sie hörte doch sonst das Gras wachsen.

Die unwirkliche Nacht nahm ihn auf. Ein Hund schlug an und beruhigte sich wieder. Donelaitis schritt schneller aus. Dunkel hoben sich die Gehöfte vom hellen Schnee ab. Ihre Bewohner hatten sich unter Federbetten und Feldecken verkrochen. Keine Tür ächzte, kein Lichtschein schimmerte durch die verhangenen Fensterlöcher. Nur über dem windschiefen Katen, in welchem Leinen-Jonas hauste, der ihn einst mit dem Knüppel bedroht und ihn doch vor dem Sturz in die Kieskuhle bewahrt hatte, kräuselte sich ein dünner Rauchfaden.

Von Westen her schoben sich schwärzliche Wolkenballen, vom schwachen Schein des sich neigenden Mondes silbern umrandet, unter den Sternenhimmel und warfen schiefergraue Schatten über die verschneiten Wiesen. Unwillkürlich zögerte Donelaitis, das unberührte Weiß mit seinen schweren Stiefeln zu zertrampeln. Er blieb stehen, scharfte mit der Fußspitze und wandte sich dem schwarzen Vorhang des Waldes zu.

Und wieder zögerte er. Kribbelnde Gänsehaut kroch vom Nacken her das Rückgrat hinab. Nicht die Kälte ließ ihn schauern, eher die dumme Furcht vor der Finsternis. Das dichte Gezweig der Fichten würde ihn einzwängen, die breiten Kronen der Kiefern ihn vom Himmel absperren. Doch er ging weiter.

Bei vernünftiger Überlegung fand er keinen Grund, sich zu ängstigen. Raubzeug? Wölfe? Seit Jahren war in Tolmingkehmen kein Mensch von einem Wolf angefallen worden. Die Herren Amtsräte liebten die Jagd und luden gern schießfreudige Fremde ein. Die Untiere verzogen sich in die Tiefe der Forsten. Noch hatte die Strenge des Winters die Bestien nicht in die Nähe der Wohnstätten getrieben. Nicht der Wolf, die Dunkelheit machte Donelaitis Angst.

In seiner Jugend hatte er das Dunkel geliebt. Wie oft hatte er sich unter dem schwarzgrauen Mantel der Nacht geborgen gefühlt wie ein Kind, das sich aus Angst unter der Bettdecke verkriecht. Wie oft hatte er im dichten Unterholz die Einsamkeit gesucht, ohne Furcht vor Schlangen und Zecken, um Zwiesprache zu halten mit sich selbst, mit Gott dem Herrn, um Trost und Hoffnung zu finden.

Seit jenem Vorhang befahl ihm von Zeit zu Zeit ein Grauen vor der Dunkelheit. Sorgen, die sich tags in seine Schultern krallten, quälten ihn noch im Schlaf, verbissen sich in seine Träume, schmerzhaft, bis er schrie. Anna Regina stieß ihn an und weckte ihn. Er betete, flehte Gott an, aber der antwortete nicht. Der Allmächtige läßt sich nicht zwingen.

Wenn der volle Mond ins Fenster schien, wurde ihm leichter. Das kalte Licht trug ihm eine, wenn auch nicht entzifferbare, doch tröstliche Botschaft zu. Er riß die Luken auf und starrte auf die dunklen Flecken der hellen Scheibe, die sich zu einem Gesicht formten, zu Augen, Nase, Mund; der sich öffnete und lautlos Sätze flüsterte. Könnte er doch die Worte von den Lippen lesen!

“Komm, Christian!” Anna Regina hatte sich aufgerichtet, und da er sich nicht rührte, stieg sie aus dem Bett, nahm ihn bei den Schultern und führte ihn zurück auf sein Lager. Sie schlief wieder ein, er aber starrte noch lange in das helle Licht. Die Frau begann zu jammern und zu stöhnen.

“Was ist dir?” Er stützte sich auf die Ellenbogen und beugte sich über sie. Sie antwortete nicht, schlief weiter, atmete ruhig. Doch als er sich ausstreckte und das Licht wieder auf ihr Gesicht fiel, lief ein Zucken darüber hin, und sie winselte wie ein junger Hund. Da schloß er die Luken und verhängte das Fenster mit einem dunklen Tuch.

Die Nächte bescherten ihm nur dann Ruhe, wenn ihm am Tage ein paar brauchbare Verse eingefallen waren. Aber wann kam er schon dazu, sich an sein Schreibpult zu setzen und die vor ihm liegenden Blätter mit seinen Gedanken zu füllen? Die Geschäfte seines Amtes, die Kleinarbeit in Haus und

Garten, die er ohnehin sträflich vernachlässigte, sehr zum Ärger Anna Reginas, die Sorgen und Kümernisse der ihm anvertrauten Seelen, die bei ihm Rat und Hilfe suchten, die Querelen mit Amtmann und Konsistorium, alle diese Dinge nahmen ihm immer wieder den Federkiel aus der Hand.

Manchmal waren ihm nachts, wenn er grübelnd lag, Verse eingefallen, vielleicht die besten, die er je erdacht hatte. Die Morgendämmerung ließ sie verblassen, der helle Tag löschte sie.

Er mußte sie aufschreiben, sofort, in dem Augenblick, in dem sie entstanden. Also rückte er einen Stuhl ans Bett und legte Schreibzeug und einen Kerzenstumpf darauf. Als er meinte, einen guten Gedanken gefunden zu haben, und nach dem Licht langte, stieß er gegen das Tintenfläschchen, das vom Stuhl fiel, zerbrach und den blaugelben Bettvorleger, den Anna Regina mit viel Mühe geknüpft hatte, vollständig verdarb. Zu alledem trat sich die Frau am Morgen noch einen Splitter in die Ferse. Nein, sie keifte nicht, schimpfte nicht mit ihm, weinte nicht einmal. Sie sprach kein einziges Wort, und das drei Tage lang nicht.

Kurzerhand nahm er sein Bettzeug und machte sich sein Lager auf der harten Bank in seiner Studierstube zurecht.

Nun konnte er in Ruhe den Mond anschauen, wenn der sich blicken ließ und sich nicht mit Wolken verhüllte, was oft genug geschah. Oder er konnte in den Nächten, in denen die Unruhe ihn plagte, eine Kerze brennen lassen, deren zittriger Flackerschein ihm einen sanften Schlaf schenkte.

Anna Regina klagte bald, er verbrauche zuviel Unschlitt. Sie hatte recht. Kerzen die ganze Nacht brennen zu lassen, das konnte sich vielleicht der Herr Amtmann leisten oder der Landstallmeister von Trakehnen, aber kein preußischer Gemeindepastor.

Nein, die Dunkelheit war seine Freundin nicht, und doch zog es ihn unwiderstehlich auf die Düsternis zu. Als er sich der Baumwand auf einen halben Steinwurf genähert hatte, glitt das Dunkel zur Seite, als wollte es enthüllen, was es verborgen hielt. Doch dahinter war nichts als das gleiche unheimliche Schwarz. Und auch dieses wich wie das nächste. Eine schwarze Zwiebel, dachte er, die Schale für Schale abwirft und doch immer schwarz bleibt. Gab es schwarze Zwiebeln? Er hatte nie davon gehört.

Er blieb stehen und schaute sich um. Die dunkle weiche Wand hatte sich hinter ihm lautlos geschlossen.

Weiter also! Irgendwo mußte der Vorhang reißen, das Dunkel sich lichten. Damals hatte er sich gefürchtet vor dem, was dahinter verborgen sein mochte, jetzt wollte er es wissen. Und tatsächlich - oder hatten sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt? - nach und nach unterschied er Stämme und Sträucher, die sich mit zottigen weißen Mänteln behängt hatten.

Unter seinen Schritten knirschte körniger Schnee.

Störrisches Schnauben störte die Stille. Verirrtes Vieh? Das nächste Dorf? So weit war er gegangen? Nein, linkerhand tat sich ein Seitenweg auf. Puky's Ochsenkarren klapperte heran. Um diese Stunde?

Breitmäulig grinste der Treiber und ließ die geflochtene Peitsche auf den Ochsenrücken niedersausen.

Zorn wallte auf. "Warum hetzt du das Tier nachts durch den Winterwald? Was du dir selbst antust, magst du vor deinem Weib und deinen sechs unerzogenen Rangen verantworten, denn du bist ein Mensch, und der Herr hat dir den Verstand gegeben, auch wenn du wenig Gebrauch davon machst. Aber das arme, kranke Tier wird sich in dieser Bärenkälte den Tod holen."

"Was geht das dich an, Pastor? Dein Ochse ist es nicht. Wäre er dein, könntest du ihn in deine warme Stube stellen, ihn mit Oblaten füttern und mit Abendmahlswein tränken. Aber er gehört mir, und ich bin nicht dein Knecht, daß ich dir Antwort schulde. Ich frage dich auch nicht, was du im Wald treibst. Hier ist kein Kind zu taufen, keine Leiche einzusegnen, und die Vögel im Gezweig halten nicht Hochzeit, wo du predigen und einen halben Taler Traugeld einsacken kannst."

"Wenn ich es dir sagte, du könntest es nicht verstehen. Schau dir dein Zugtier an! Geht man so mit seinem Eigentum um? Das linke Horn abgebrochen, das rechte Auge geschwollen, der Schwanz zerfranst, Beulen an den Fesseln und das Fell von Striemen zerschnitten, in deren Eiter Bremsen und Würmer brüten."

"Wenn der Ochse störrisch ist, muß man ihn strafen."

"Mit Maßen, mit Maßen. Pack ihn am Kopf und zwingen ihn ins Joch, wenn er vor dem Pflug gehen soll, aber brich ihm das Horn nicht ab! Streichle ihn mit der Peitsche, wenn er sich weigert, Fuß vor Fuß zu setzen, aber häute ihn nicht. Er soll dir dienen, denn er frißt dein Heu, wenn ihn hungert, und er säuft aus deinem Brunnen, wenn ihn dürstet. Aber wie es heißt: du sollst dem Ochsen, der da drischtet, das Maul nicht verbinden, so sollst du ihn auch nicht in deiner

Wut blutig schlagen, denn im Zorn bist du selbst ein unverständlich Tier. Auch ein Ochse ist ein Gottesgeschöpf, und der Herr gab ihn dir, damit er dir Brot und Hering zu deiner und deiner Kinder Nahrung schaffe. Bedenke, jeder Streich zuviel wird dir dereinst vergolten werden.”

Eine Schneeflocke fiel und schmolz auf Donelaitis' Nasenspitze.

“Ach, Pastorchen, um meine Seligkeit ist mir nicht bange. Ich hab mein Teil schon auf der Erde erhalten. Schau dir meine Haut an! Da zählst du doppelt so viel Narben wie auf meines Ochsen Fell. Manchmal denke ich, des Amtmanns Knechte wollen auf meinem Rücken Erbsstroh dreschen. Ja, selbst der Schulze, dieser Mistkerl, läßt mich seine Krücke schmecken.”

“Er wird seine Gründe haben. Ich billige nicht, daß ein Mensch gegen den anderen den Stock erhebt. Das ist nicht Gottes Wille, hat er doch Kain gestraft, der seinen Bruder Abel schlug. Christus will, daß der Mensch den Menschen liebe und achte, sei es auch der geringste Bruder, und ich flehe im Gebet den Himmel an, er möge die Herzen der Mächtigen erweichen, daß sie Milde walten lassen, auch wenn sie strafen müssen. Du aber hast kein Recht, die Schmerzen, die man dir zufügt, weiterzureichen an die unschuldige Kreatur.”

“Priestergeschwafel!” Pukys schlug mit aller Kraft auf den Ochsen ein.

“Wenn du nicht in dich gehst und nicht ein christlich frommes Leben führst, bist du auf ewig eine Schande für unser Dorf.“

“Schande, Schande, oho!” johlte Pukys, und der Karren rumpelte durch das brechende Unterholz davon.

Der Wind wehte den würzigen Geruch der Kiefern heran. Donelaitis schaute dem entschwindenden Gefährt verärgert nach. Was sind wir für Menschen, dachte er. Bin ich denn anders? Verliere nicht auch ich allzu schnell die Geduld? Mit Schimpfworten strafen, mit Höllenpein drohen, ist das vor dem Herrn sanfter als ein Peitschenhieb? Anna Regina hatte wohl recht.

Eine bekannte Stimme ließ ihn herumfahren.

“Schlüge er doch mit dem Dreschflegel so fleißig wie mit der Peitsche! Mag er sein Tier prügeln, es ist sein Vieh. Sein Schwarwerk muß er dennoch leisten, und wenn er sich selbst vor den Pflug spannt.”

“Seid Ihr nicht auch bestellt, Herr Amtmann, die Bauern, über die der König Euch gesetzt hat, vor Schaden und Unheil zu bewahren?”



“Er hat selbst einen Kopf auf den Schultern oder doch ein Ding, worauf seine Kappe paßt.”

“Denkt an seine Kinder, Herr, sechs Kinder, die drei nichtgerechnet, die Gott in seiner Güte zu sich in den Himmel nahm! Stirbt ihm der Ochs, müssen die unschuldigen Wesen elendiglich verhungern.”

“Dann werden sie an der himmlischen Tafel Milch und Honig schlecken. Kein falsches Mitleid mit dem elenden Kerl. Ein weiches Herz mag Euch als Pastor anstehen. Ihr seid ja zum Hirten über Gottes Lämmerherde bestimmt, trauert jedem verirrtten Böcklein nach. Aber ein guter Schäfer hetzt seinen Hund auf den Schöps, der ausbrechen will.”

“Sprecht nicht so unchristlich, Herr! Auch Pukys ist ein Mensch, mit einer fühlenden Seele begabt.”

“Seele? Pah, auch ein Totschläger besitzt eine Seele, und doch legt man ihm die Schlinge um den Hals, wenn man ihn ergreift. Hat doch der Herrgott selbst befohlen: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß!“

“Und Christus sagt: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe.”

“Liebe? Ihr seid ein Poet. Eure wehleidige Barmherzigkeit taugt für Verse und Sonntagspredigten, nicht für den Alltag. Gott wäre dumm gewesen, hätte er seine Schöpfung auf so schwammigen Grund errichtet. Wo bleibt des Menschen Barmherzigkeit, wenn er das Kalb absticht und verzehrt, wo die des Kalbes, wenn es das Gras rupft und verschlingt, wo die des Grases, wenn es den letzten Tropfen Wasser aus der Erde saugt? Und ist die Erde barmherzig, wenn sie des Menschen Leib den Würmern überläßt? Das Leben ist ein Kreislauf von Härte, Gewalt, Grausamkeit. Barmherzigkeit macht untüchtig. In Eure Verse paßt nur klägliches Jammern: Ach, wer kann sie denn aufzählen, all unsre Plagen tagtäglich / Ach, du weißt, kaum zeigt sich in jedem Jahre der Sommer, / Sieh, da beginnt bereits jeder Esel den Bauern zu schubsen...”

Woher kannte der Amtmann die Verse? Donelaitis hatte sie nicht drucken lassen, und nur wenige vertraute Freunde besaßen Abschriften, der Amtmann nicht. Wohl hatte Christian bei Gelegenheit einige Zeilen unter seine Predigten gemengt, aber nicht diese. Wie also konnte der Amtmann, der doch sonst nur Weiberröcke und Ernteerträge im Kopf hatte, sie kennen und sogar auswendig hersagen?

“Es ist immer labend, sich am Kummer anderer zu erbauen. Man liest die Verse abends im Bett, schläft sanft ein und hat sie beim Frühstück vergessen. Nutzloser Kram also. Hat der Herr Pastor zu viele Mußbestunden? Dazu noch litauisch, eine Sprache, die in zwanzig Jahren nur noch zahnlose Großmütter lispeln, wenn sie ihren Enkeln Märchen erzählen.”

Den Dichter überlief ein Zittern. Quälten nicht auch ihn ähnliche Gedanken? Sprechen würde man litauisch noch lange, nicht nur zwanzig, gewiß zweihundert Jahre oder mehr, aber lesen und schreiben? Unser Volk, zerrissen zwischen Deutschen, Polen, Russen. Jede Herrschaft wollte nur ihre Sprache gelten lassen; in ihren Schulen sollte nur deutsch oder polnisch oder russisch gelesen, geschrieben, gedacht werden. Wie zäh mußte ein Volk sein, das diesem Gezerre durch Jahrhunderte widerstand!

Der Amtmann trat einen Schritt näher und nahm das Bündsel an Donelaitis' Pelz zwischen die Finger, als wollte er die Schlaufe lösen und dem Dichter den warmen Mantel von den Schultern reißen.

“Begriffe ja, daß ein armer Dorfpastor, der sich geschickt auszudrücken weiß, von den Journalen gelobt und von der vornehmen Welt anerkannt sein will. Mit litauischen Versen schafft Ihr das nie. Schreibt deutsch! Sucht deutsche Reime! Preist unsern Heldenkönig, den Preußenaar, der der Sonne entgegentürmt, der Sümpfe und Moore trockenlegt, Handel und Gewerbe blühen läßt, der Tag und Nacht sinnt, die Größe seiner Länder zu mehren. Das müßt Ihr dichten, in deutschen Reimen. Dann druckt man Euch und lobt Euch in Königsberg und auch in Berlin. Aus Euern Blättern werden Taler fließen wie die Milch aus der Kuh. Ihr müßt nur richtig melken.”

“Herr Amtmann, nicht um des schnöden Mammons...”

“Ausrede! Du bist und bleibst ein verstockter Litauer. Dann schreib, wenn du es schon nicht lassen kannst, lateinische oder griechische Verse! Die bringen vielleicht ein paar freundliche Worte von einem vertrottelten gelehrten Herrn. Das ist doch auch etwas für einen Dorfpastor, der nach Beifall giert.”

Donelaitis löste des Amtmanns Hand von seinem Pelz. “Ich will meinen Leuten die Sprache erhalten, ihnen eine Literatur...” Jäh verstummte er. Überhob er sich nicht, selbst wenn er das nur träumte?

“Den Litauern? Du willst vom Ochsen ein Kalb ziehen? Daß du ein Querkopf bist, wußte ich, aber du bist auch ein... Ich hätte dich für klüger gehalten, Donelaitis.”

Der Amtmann verschwand im pfadlosen Unterholz. Nur die Wacholderbüsche schüttelten sich. Ein wenig Schnee krümelte von den Nadeln. Warum benutzte der Herr nicht den Pfad?

Donelaitis schaute sich um, fand sich umschlossen von undurchdringlichem Gestrüpp. Selbst der Steig, den er gekommen war, sah er nicht mehr: die Spur, die Pukys Ochsenkarren in den Schnee gedrückt hatte, war von Ranken überwuchert. War er, verwirrt von dem flirrenden Mondlicht und den fliehenden Wolkenschatten, aus der Richtung geraten und einem gewundenen Wildwechsel gefolgt, der in dieses unwegsame Dickicht führte? Hatte er das rechte Wort gesucht und dabei den rechten Weg verfehlt?

Er mußte umkehren, zum Ausgangspunkt zurückgehen, noch einmal von vorn anfangen. Doch wie kam er hier heraus? Von allen Seiten schob sich das Unterholz näher. Der weiße Tann umschloß ihn wie eine gekalkte Mauer. Unter der Last des Schnees stöhnende Kiefernkronen deckten den Himmel ab.

Die Kühle der Nacht kroch ihn an. Er wünschte sich zurück in die karge Behaglichkeit seiner Studierstube, um die klammen Finger an der kümmerlichen Flamme des Kerzenstummels langsam aufzutauen. Da streifte ein warmer Hauch sein linkes Ohr.

“Ist kalt, Pastorchen? Mein Mantel hat warmes Schafsfell.” Gryta, die dralle Gryta? Kannte denn jeder im Dorf den verwunschenen Winkel, nur er, der Pastor nicht, der doch über mehr als drei Jahrzehnte alle Fluren, Wiesen und Wälder seines Kirchspiels durchwandert hatte, dem jeder Stein am Wege so vertraut war wie die Sommersprossen auf den Nasen seiner Konfirmanden?

Eine gespenstische Stätte! Hatten hier die alten Heiden ihren Göttern blutige Opfer dargebracht? Hatte der Herr ihn, den demütigen Christen, bislang gnädig davor bewahrt, diesen verfluchten Fleck zu betreten? Aber Pukys, der Amtmann, Gryta, sie waren doch auch Christenmenschen. Warum führte der Allmächtige sie gerade heute hierher? Warum, warum? Keine Antwort. Gott kennt kein Warum.

“Warm tut gut, Pastorchen, wird die Eiskruste um dein Herz auftauen.”

“Hast du Ärger, Gryta? Sind Pimes Hühner wieder in dein Erbsenbeet eingefallen? Haben sie unter dem Schnee Kuhlen gescharrt?”

“Ach, die verwelkte Kornblume. Spack wie ein leeres Heringsfaß. Gib keine Wärme ab, Pastorchen, muß sich ja mit dem Hintern auf den Ofen setzen, damit ihr lau unterm Rock wird.“

“Gryta!”

“Weiß schon, Pastorchen, du magst nicht solche Wörterchen. Will sie zerbeißen, wenn sie mir auf die Zunge rutschen, und runterschlucken.” Sie nestelte das oberste Band auf, das den Pelz schloß, als wollte sie ihn öffnen und Donelaitis darin einhüllen.

Er wich zurück, stolperte, ein Wacholderstrauch hielt ihn. “Pastorchen, Pastorchen”, gurrte sie. Es klang, wie wenn gefrorene Kiefernadeln aneinander reiben. Sie streckte ihm die Arme entgegen, die blaugefrorenen Hände, und schien die Kälte nicht zu spüren.

Ein Augenblick schwankte er, wankte einen halben Schritt auf sie zu. Eine nie gekannte Müdigkeit befahl ihm, der Wunsch, den schweren Kopf an Grytas Brust wie auf ein weiches Kissen zu betten, in ihrer Wärme zu versinken, nichts zu sehen, zu hören, zu fühlen. Verflucht das Wort, das ihn trieb, das ihn lockte und, wenn er danach griff, sich ihm wieder entzog. Wozu brauchte er es? Wozu brauchte er Worte, Verse, Poeme? Wozu quälte er sich mit Reim und Rhythmus, mit dem Ordnen der Gedankenfülle, da doch all unser Streben eitel ist auf dieser Erde? Ein alter Mann war er, der nichts brauchte als Ruhe, endlich Ruhe, ein weiches, warmes Kissen, Gryta.

Höhnisches Hähergeschrei schreckte ihn auf. Donelaitis, was tust du? Denk an das sechste Gebot! Er hob die Arme, kehrte der Frau die offenen Handflächen zu. “Geh, Gryta, geh!”

Sie verstand ihn nicht. “Pastorchen, was ist dir? Du hast mich doch nicht die Kränke?”

“Hebe dich von mir!”

“Ach, du ...du stößt mich von der Treppe, mich, Gryta?”

“Versucherin, fort, fort!”

Den Kopf gegen die linke Schulter geneigt, als wollte sie mit dem Kinn einen Gegenstand festhalten, den er nicht sah, den er nicht sehen konnte, denn es gab ihn nicht, stand sie vor ihm. Langsam krümmten sich ihre Finger, als wollte sie sich die Nägel in die Handballen bohren, dann riß sie die Arme vor die Brust und raffte den Pelz zusammen. Fürchtete sie, er würde sie am Halse packen und sie erwürgen?

“Du wirst bereuen, Pastorchen, dein Leben lang bereuen. Wollte dich herausholen aus dem weglosen Dickicht deiner Papiere, dich hinausführen auf die

bunte Wiese des Lebens. Ersticken sollst du in deinem Staub. Perkuns Blitze werden dir deine Verse tief in die Brust brennen, und wenn Giltine dich mit einem dünnen Birkenzweig in die ewige Kälte der Finsternis scheucht, wirst du zähneklappernd jammern nach einem wärmenden Trunk aus Grytas heißen Händen.”

Augen und Ohren verschloß er vor diesem Fluch. Herr Zebaoth, sei mit mir! Gott Jakobs, sei mein Schutz! betete er und wünschte sich zurück vor den schwarzen Vorhang. Als er die Augen wieder aufschlug, sah er Gryta nicht mehr. Nur der verschneite Wald war da, das stachlige Unterholz, das klebrige Spinneweb des Gestrüpps.

Geschähe doch ein Wunder! Färbte doch der Frühling den Wald, brächen die Blätter aus den schlafenden Knospen, öffneten die Windröschen die Blüten! Wenn doch Drossel, Fink und Girrlitz das Gezweig mit Gesang füllten! Ach, selbst Krähen und Raben, Elstern und Eulen wären ihm jetzt willkommene Gesellschaft gewesen. Aber nichts rührte sich. Kein Windhauch erlöste die Wipfel von ihrer Last, kaum daß eine einzelne Schneeflocke über die Lichtung segelte.

Doch! Irgendwo, weit weg, kreischte ein Häher.

“Gut, daß du mir hier draußen über den Weg läufst, Tintenkleckser.”

“Diksas? Was treibt dich zu so später Stunde in den Wald?”

“Dein Geschreibsel, Pastor, deine Kleckserie! Sei still! Schau mich lieber an, bevor du sagst, was dir nachher leidtun könnte! Leg die Hand gegen die Augen, damit der Schnee dich nicht blendet! Wer steht hinter dem Vorhang, der grauhaarige Diksas vom Hof an der alten Pappel oder Diksas der Maulaff, Diksas der Geizhals oder Diksas der Amtmannsknecht? Alle diese Titel hängst du mir doch an. Schau genau her! Erkennst du den Maulaff, der sich in der Stadt großmächtig aufbläht, der am schmutzigsten Alltag im glitzernden Sonntagsrock wie ein Hahn mit geschwollenem Kamm durchs Dorf spaziert? Hab ich mir statt des groben Leinenkittels vielleicht einen Lammpelz über die Schultern geworfen und die Füße statt in die strohgefüllten Klumpen in blankgewichste Halbstiefel gesteckt?“

“Was redest du für ungereimtes Zeug, Diksas?”

“Man sagt, du hast nicht nur ein geschicktes Maulwerk, sondern auch geschickte Hände zu allerhand kunstreichen Gerätschaften. Vielleicht kannst du auch Glasaugen bauen, mit denen du die Silberfäden in meinem Kittel siehst

und die Knöpfe aus geschliffenem Bernstein. Sind meine Hosen aus französischem Leder und ist das Stroh in meinen Holzschuhen in Wahrheit gesponnenes Gold? Mir wäre es recht.”

“Höre, du bist nicht der Maulaff.”

“Nicht? Dann bin ich Diksas der Geizhals, der in Lumpen gehüllt oder gänzlich nackt mit zitternden Gichtfingern in seinen Kisten und Kästen mit Gold und Edelstein wühlt wie der Maulwurf im Kräutergarten, für den eine Scheibe mageren Specks zum trockenen Graubrot als sündhafte Verschwendung gilt und der noch die plürrigste Molke mit abgestandenem Brunnenwasser verdünnt. Der bin ich, meinst du?”

Donelaitis fiel auf, daß Diksas beim Sprechen mit der Zungenspitze die Oberlippe befeuchtete. Das hatte er nie gesehen. So wenig kannte er seine Leute?

“Auch der andere Diksas bin ich, des bösen Herrn Amtmanns wütiger Knecht, der die Bauern mit der Peitsche striegelt, wenn sie vor Hunger entkräftet zur Erde niedersinken oder vor Durst die Pfützen in den Wagenspuren leertrinken. So siehst du mich doch durch deine Kunstaugen.”

“Genug, genug! Nicht du bist gemeint, Diksas, auch kein anderer dieses Namens. Es ist lediglich ein Bild, ein Gleichnis.”

“Ein Bild nur? Warum pinselst du dann meinen Namen darunter? Warum nicht auch unter jenes, das du von dem Windhund Plauciunas malst? Hat er sich nicht bei Kasparas so unmäßig besoffen, daß er wie ein verlorenes Lamm durch die Felder irrte? Oder unter das Bild jenes Enkys’, der sich beim Gastmahl überfrißt, bis er wie ein Sack unter den Tisch plumpst, der trinkt, um Streit zu finden und der noch die Weiber, die ihm die Beulen kühlen, mit einem abgebrochenen Stuhlbein verdrischt? Schöne bunte Bilder malst du. So etwas gefällt. Hinter den Ärgernissen anderer Leute kann man seine eigene Schlechtigkeit verstecken.“

“So begreife doch, Diksas, Freund: Nicht um eure Verderbnis kundzutun, schrieb ich diese Verse. Das böse Beispiel soll euch warnen, damit ihr in euch geht, damit wir ein gutes, gesundes Volk werden.”

“Bessern will uns auch der Amtmann, wenn er mit dem Peitschenstiel des Bauern Arbeitslust weckt. Soll ich dir zeigen, wie?”

Er ließ einen Eichenknüppel in der Hand kreisen, gewiß drei Fuß lang und zwei Zoll dick.

Angst? Donelaitis war ein alter Mann. Mochte Diksas zuschlagen. Das Geschriebene würde bleiben. Kein Knüppelhieb konnte es auslöschen und keine Drohung den Dichter zwingen, sein Werk zurückzunehmen. Nicht seine Bilder waren es, die er gezeichnet hatte. Er hielt nur die Feder. Geführt wurde sie vom Willen des Herrn, der ihm befohlen hatte, seinen Litauern ein Denkmal zu setzen im Herzen der Menschen, und dieses Denkmal sollte stehen so lange es Litauer gab.

“Überheb dich nicht, Donelaitis” höhnte Diksas.” Ein zu großer Gedanke für einen engbrüstigen, schrulligen Dorfpastor. Ich will ihn auf sein Maß zurechtstutzen.” Er holte aus.

“Nicht doch, Diksas, nicht unsern ehrwürdigen Herrn Pastor!”

Prickus entwand dem Wütenden den Stock und scheuchte ihn mit derben Fußtritten ins Dickicht. Donelaitis wunderte sich schon nicht mehr, dass sich auch der Schulze hier eingefunden hatte.

“Nein, was für Menschen es bei uns gibt! Vergreifen sich an unserem lieben Herrn Pastor. Er hätte Euch um Leib und Leben bringen können.“

“Von ganzem Herzen danke ich Euch, Schulze, nicht um meinethalben. Ich hätte mich in Gottes Ratschluß willig gefügt, aber mein armes Weib unvorbereitet alleinzulassen...”

“Eben deshalb habe ich Diksas gehindert, Euch den Schädel einzuschlagen. Hätte ihn ja an Rad und Galgen bringen müssen. Der arme Kerl würde Weib und Kind hinterlassen, die unser strenger Herr Amtmann gewiß von Haus und Hof jagte, hinaus in den Wald, den Wölfen und Bären zum Fraße. Ein Glück, daß andere mehr Respekt vor Eurem Talar haben, sonst ginge Euch wohl mancher an die Gurgel. Was müßt Ihr auch so garstige Verse über uns schreiben! Über uns, sage ich, wenn Ihr auch mich, den Schulzen, glimpflich behandelt. Denn ich bin ein Bauer wie Docis, Kasparas, Lauras und all die andern. Wir sind keine Raufbolde und Säufer, liegen nicht bis Mittag faul auf dem Stroh und krallen unsere Hände nicht in anderer Leute Kragen.”

“Sie sind mir alle lieb, deine Kasparas’ und Lauras’, und eben um dieser Liebe willen...”

Prickus ließ ihn nicht ausreden. “Wir sind allesamt brave, arbeitsame, gottesfürchtige Bauern, die mit ihrem Schweiß des Königs Felder düngen, wenn uns der Amtmann ins Scharwerk ruft, und die in den frühen Morgenstunden und am späten Abend auf dem eigenen Äckerchen nach unserm täglich Brot gra-

ben. Nun ja, wer elf Monate des Jahres geriebene Kiefernborke unters Roggenmehl mischt, warum soll sich der nicht im zwölften den Bauch mit Weizenbrot vollschlagen? Wer bei der Arbeit seine Säfte aus dem Körper schwitzt, muß der nicht Durst bekommen? Gottchen, der Met lockert Zunge und Fäuste, denn wir sind alle nur schwache Menschen, unvollkommen, wie uns der Herr erschaffen hat. Ich will nicht Steine auf andere werfen, bin auch nicht besser als Selmas und Diksa, nur muß ich meines Amtes wegen mehr auf mich achten. Auch mir flutscht bei Gelegenheit ein unflätiges Wort über die Lippen, und in Gedanken, - aber der Gedanke ist ein eigen Ding, für das ich weder dem Amtmann noch dem Priester Rechenschaft legen muß, sondern Gott allein. Der Herr wird meine Schwachheit verzeihen, hat er mich doch also erschaffen. Obgleich er mir in seiner Allmacht mehr Vollkommenheit hätte einpflanzen können. Ich denke mir in meinem Bauernverstand, er braucht unsere Unvollkommenheit, damit er uns unsere Unvernunft verzeihen kann, damit er uns lieben kann. Vollkommenheit kann man nur bewundern, nicht lieben.“

“Liebst du, der du in Christus getauft bist, nicht Gott den Herrn, das Urbild der Vollkommenheit?”

“Nicht das vollkommene Wesen, das wir nicht kennen noch erkennen können, lieben wir. Wir lieben den Herrn in seinen Werken, die er in seinem schöpferischen Willen mit Unvollkommenheit bedacht hat.”

Welch ein Philosoph, auch wo er irrt, dachte Donelaitis. In jedem unserer Bauern steckt ein Philosoph, nachdenklicher als die gelehrten Herren der Fakultät in Königsberg.

Da sprach Prickus schon weiter, ganz unphilosophisch: “Du nennst dich Pastor, Hirte, der des Herrn Herde hütet, und bist doch nur der Schulmeister, der den Kindern das Vaterunser mit einem Haselstock in den Rücken bleuen will. Dein Prügel, die Gänsefeder, ist ärger als der Stock. Striemen auf dem Rücken heilen, Wunden, die das geschriebene Wort reißt, schwären ewig.”

Was ist mit mir, fragte sich Donelaitis, da jedermann jeglichen Respekt vor mir verloren hat, selbst der Schulze, der doch sonst vor mir katzbuckelte fast wie vor dem Amtmann? Bin ich nicht mehr ihr Pastor? Gibt es mich vielleicht nicht mehr? Bin ich eine verlorene Seele, der der Herr in seiner Gnade einen Blick durch den dunklen Vorhang, der sich über unser irdisches Leben senkt, in den Vorhof der Hölle gestattet?



Brombeerranken umschlangen den fülligen Leib des Schulzen und zerrten ihn ins Dickicht. Donelaitis, ihm nach, versank fast knietief im lockeren Schnee. Mit beiden Händen versuchte er das Gestrüpp auseinanderzubiegen, aber die Ranken entglitten seinen steifen Fingern und überschütteten ihn mit ätzenden Eisnadeln.

Ewig? Seine Gedanken klammerten sich an dieses Wörtchen. Würden seine Verse die Zeit überdauern? Stille Hoffnung eines jeden Dichters. Er hatte für den Tag geschrieben, mehr für sich als für andere. Hätte er in der Absicht, sich kommenden Jahrzehnten, Jahrhunderten mitzuteilen, andere Worte gewählt, die Sätze feiner ziseliert? Nein, gewiß nicht. Wie soll die Zukunft die Vergangenheit erkennen, wenn ich sie mit einem Flor aus bunten Seidenfäden verhängen?

Vorsichtig tastete er sich zurück, fand Halt und gewann wieder festen Boden unter den Füßen. Und das Wort, um das er ausgezogen war? Wie sollte er es in diesem Rumor finden?

Wieder kreischte der Häher, ganz in der Nähe und so schrill, daß die Fichten ächzten und den einsamen Mann mit einer Last Schnee überschütteten. Donelaitis sah noch die weißen Schwanzfederspitzen des davonfliegenden Vogels. Ein Tannenhäher, ein Wintergast.

Oder hatte gar nicht der Vogel das gellende Kräckkräckkräck ausgestoßen? Rief Giltine, die Todesgöttin? Erschrocken legte er die Hände aneinander, aber die Finger verschränkten sich nicht zum Gebet.

Herr mein Gott, Herr aller Gnaden, vergib mir, daß ich die Namen der alten Götter denke! Du gabst uns das Gebot: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Ich will dein Gebot getreulich halten, aber wie soll ich meiner Vorfäter gedenken, wenn ich nicht auch ihrer Irrtümer gedenke? Muß ich meine Ahnen verdammen, weil sie dich, den dreieinigen, unsichtbaren Gott nicht erkannten? Warum hast du dich einzig dem Judenvolke offenbart, nicht aber auch uns, den Litauern, die doch auch deine Kinder sind? Mußte ihnen nicht ein Gott, den ihnen die Fremden brachten, ein Fremder sein, der Gott ihrer Bedrucker, von dem es in der Schrift heißt: Der Fremdling, der bei dir ist, wird über dich steigen und immer oben schweben; du aber wirst hinuntersteigen und immer unten liegen? - Warum erschienst du nicht einem jedem Volke in seiner Weise, den Franzosen in Lackstiefeln, den Holländern in Holzschuhen, den Deutschen in Kurkeln und uns Litauern in Bastschuhen?

Vergib mir, Herr, meine unfrommen Gedanken! Du hast die Stunde schon bestimmt, in der ich bangen Herzens vor dir Rede und Antwort stehen muß. Ich sollte, anstatt auf der wüsten Geröllhalde des Heidentums taubes Gestein zu wälzen, über meinen eigenen Acker schreiten und prüfen, ob die Saat, die ich mühsam in den sandigen Boden gestreut, aufgeht und Früchte trägt in meiner Gemeinde.

Ein leiser Seufzer störte seine Grübeleien. Er schüttelte den Schnee von der Schulter und wandte sich dem Geräusch zu. Hinter einem borkigen, etwas verwachsenen Kiefernstamm trat ein Mädchen hervor, ein Kind, ein fremdes Wesen, das sich wie er in der Finsternis des Waldes verlaufen hatte.

Das Mädchen trug ein langes weißes Kleid oder eher ein Hemd, dessen Saum im Glitzern des Schnees verschwamm. Die schmalen Träger ließen die Schultern frei, bläulich frierende Haut. Donelaitis nestelte an seinem Halstuch. Bevor er es dem Mädchen umlegen konnte, löste sich das Kind aus seiner Starre, trat einen Schritt auf ihn zu, streckte ihm die dünnen Ärmchen entgegen und öffnete den Mund. Aber es sprach nicht. Oder doch? Donelaitis hört, wie von der Lockstimme eines gefangenen Distelfinks gezwitschert, seine eigenen Verse: "Denn schon beginnt die Sonne die Schneefelder wieder zu ängsten. Schon trillert auch in fröhlichen Flügen wieder die Lerche. Seht nur, die Frühlingszeit naht bereits langsam sich wieder..."

Wie ein warmer Hauch streifte der Klang der Worte seine Wange, befreite die Wimpern vom Reif. Sein Blick fiel auf seine kalten Hände, in denen das Blut wieder zu pulsen begann. Sie umschlossen den zarten Blütenstengel eines Gänseblümchens. Frohgemut hob er den Kopf, um dem Mädchen zu danken, als ein neuer Schneeschauer ihm Augen und Lippen verklebte. Er wischte mit dem Ärmel über das Gesicht, aber ach, leer lag die Lichtung, nur blendendes Weiß, die grauen Schatten einzelner Stämme und über ihm der schwarze Samt des Himmels.

Eine Lücke tat sich im Gebüsch auf, ein schmaler, kaum fußbreiter Pfad, der zu dem klappernden Gerippe einer entlaubten Birke führte. Plötzlich brach ein Mondstrahl aus dem Gewölk, zwängte sich durch die Wipfel und schrieb mit seinem Silbergriffel Zeichen in den Schnee vor dem kahlen Baum.

"Das Wort, das Wort!" jubelte Donelaitis, stürzte auf die Schrift zu und fiel mit einem frohen Schrei in eine tiefe Schneewehe.

\*

Der Schrei schreckte Anna Regina auf. Sie ließ die Kelle in den Kohl fallen, stieß fast den Küchenschemel um, schob mit dem Ellenbogen die nur angelehnte Tür auf und blieb auf der Schwelle steif stehen.

Ein Kloß stieg ihr im Halse auf, als Donelaitis sich stöhnend aufrichtete, wie nach einem Sturz in eine flache Grube, mit dem linken Ärmel über das Gesicht wischte, als wollte er Schnee oder Schlaf aus den Augen reiben, die Rechte ausstreckte, wie um etwas zu packen, das ihm zu entgleiten drohte, und heiser, fast tonlos flüsterte: "Feder, die Feder! Und Papier!"

"Ja doch, ja", hauchte sie, den Husten unterdrückend, als fürchtete sie, der Laut ihrer Stimme könnte den Kranken verletzen. Und doch lag Unverständnis in dieser Antwort, Unwille gar. Was konnte der Fiebernde schon zu Papier bringen? Krumme Krakel, wirre Phantasien.

Sie klappte den Deckel des Schreibpultes auf, nahm ein leeres Blatt, legte es aber gleich wieder zurück, um aus der Küche das Brett zu holen, auf dem sie Kohl geschnitten hatte, das sie gründlich abrieb und Christian als Schreibunterlage reichte. Wieder am Pult, griff sie nach den Blättern und bekam versehentlich einen verschlossenen Umschlag in die Hände. Die Fingerspitzen ertasteten eine Unebenheit, einen flachen Gegenstand, aber sie erriet nicht, was das sein konnte. Welche Geheimnisse verbarg ihr Mann vor ihr, der fromme Pastor Donelaitis?

Hastig trug sie ihm das Papier hinüber, stellte die Tinte dazu, tauchte die Feder ins Fläschchen und gab sie ihm in die Hand. Mit fliegendem Atem eilte sie zum Pult zurück, als wollte sie die durcheinandergeratenen Blätter ordnen, heimlich aber schlitzte sie mit einer Haarnadel den Umschlag auf. Ein getrocknetes Himmelsschlüsselchen, sorgsam in Pergament eingeschlagen, lag auf ihrer flachen Hand. Mein Gott, dachte sie, mein Gott, Christian.

Diese Blume hatte sie vor ... sie wußte nicht mehr, vor wieviel Jahren, damals war sie noch das sittsame Ehefrau des Rektors zu Stallupönen ... sie hatte das Himmelsschlüsselchen, ohne sich etwas dabei zu denken, dem jungen Christian Donelaitis überreicht, als er im Hause ihres Ehemann seine ersten Verse vorgetragen hatte ...

Mein Gott, Christian, dachte sie und senkte die Lippen auf die vertrocknete Blüte. Christian Donelaitis sah es nicht. Er schrieb.